



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Mannhardt, Joh. W.: Staat und Volkstum

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Staat und Volkstum

Von Dr. Joh. W. Mannhardt



an darf wohl heute schon den 1. August 1914 ebenso als Wendepunkt unserer auswärtigen, wie den 9. November 1918 als solchen unserer inneren Politik ansehen. Wir wissen nicht, wie lange die mit solchen Katastrophen verbundenen Erschütterungen anhalten werden. Ob es aufwärts oder abwärts gehen wird, hängt von der aus allen am Werke befindlichen Kräften sich zusammensetzenden Resultante ab. Die Entscheidung vermag erst die Nachwelt zu fällen.

Die Umwälzung gibt den bisherigen Kräften ein anderes Vorzeichen. Es werden vorerst keine ausgelöscht. Sie bleiben, auch wenn die Klugheit ihnen rät, sich ein anderes Aussehen zu geben. Dagegen pflegen an solchen Zeitpunkten neue Kräfte, in der Tiefe vorbereitet, aufzustoigen. Unversehens sind sie da und brauchen dies Dasein nicht erst verstandesmäßig durch eine Kritik der alten Kräfte zu rechtfertigen. Sie haben das Vertrauen zu sich, daß das Gute daran ihnen zuwachsen wird. Das zu Unrecht zu kurz Gekommene, Vernachlässigte oder Verächtliche will jetzt mit diesen neuen Kräften zu Ehren kommen.

Man lasse einmal den Streit darüber, was man vor den Wendepunkten gehabt und gewollt und was man nachher erreicht hat; eine Einigung scheint da vorläufig unmöglich. Wir fragen lieber, was man nicht gewollt hat, und überlegen uns, ob nicht ohne diese Unterlassungen unser Geschick anders ausgefallen wäre; nicht um zu klagen, sondern um zu lernen, welchen Kräften wir uns künftig zuzuwenden haben. Wenn wir bestätigt finden, daß die Unterlassungen in der inneren und äußeren Politik in derselben Richtung liegen, dann dürfen wir daraus schließen, daß sie von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sind.

Deutschland ist die letzten Jahrhunderte hindurch zumeist nur ein Begriff, vorübergehend eine allgemeine Idee und nur selten eine Wesenheit gewesen. Nicht hat es an den physischen, wohl aber an den psychischen Voraussetzungen gefehlt. Großstaat war nur Preußen in seinem alten Umfange, war es restloser als irgend eine der andern Mächte. Aber Preußen war nicht Deutschland. Unsere Großen zu Beginn des 19. Jahrhunderts machten Deutschland wieder zu einer Idee. Sie ergriff aber nur die Gebildeten, konnte ihrer ganzen Art nach nur sie ergreifen. Allerdings, Scharnhorst und Stein haben gezeigt, wie sie hätte Wirklichkeit werden können. Es war aber unser Verhängnis, daß die Idee und die Realität des preußischen Staates nicht zu einer Regierung kommen konnten. Letzterer sog die Idee auf, und im übrigen Deutschland vermochte sie einen

Willen zur Gesamtstaatlichkeit nicht zu erzeugen. Endlich erzwang Bismarck die Vereinigung und schien damit zu beweisen, daß Politik in Deutschland nur mit Gewalt betrieben werden könnte. Zwar knüpfte er an die Erinnerung vom alten Reiche an. Aber sie blieb doch nur eine Erinnerung. Was er geben konnte und wollte, war der Staat. Und in dieser Beziehung waren alle vor 1866 nicht zu Preußen gehörigen Gebiete unwillig empfangende Teile. Die ausführenden Organe des Gebers vermochten nur die Formen des Staates durchzuführen, von seinem Wesen um so weniger, je mehr ihnen selbst die lebendigen Kräfte des alten Preußen fremd wurden. So bestand die Gefahr, daß das neue Preußen-Deutschland nur eine Institution blieb.

Was hielt Deutschland zusammen? Nicht einmal der Staat; denn weite Teile mußten außen verbleiben. Wie weit kann überhaupt der Staat etwas zusammenhalten? Zur Beantwortung dieser Frage kommt es weniger darauf an, was für eine Auffassung die zeitgenössische philosophische oder juristische Lehre über den Staat haben, sondern was den Zeitgenossen der Staat selbst war.

Im sozialen Organismus erfüllen zwei Arten von Menschen die notwendigen Funktionen. Die einen sorgen für sich und ihre Familie, die andern stellen ihr Leben in den Dienst einer Gemeinschaft, die zur bloßen Idee werden kann. Die Kreise überschneiden sich. Das vergangene Zeitalter hat absolut unter der Herrschaft des ersteren gestanden. Seine Angehörigen stehen an sich der Idee des Staates gleichgültig gegenüber. Nachdem aber der Staat eine große Wirtschaftsgenossenschaft geworden war, verschob sich ihre Stellung zu ihm. Wer mit seinen Wirtschaftsmaßnahmen einverstanden war, also im wesentlichen wer mit seiner wirtschaftlichen Stellung zufrieden war, war staatsfreundlich, die übrigen staatsfeindlich. Es brauchte also nur die Unzufriedenheit mit dem eigenen wirtschaftlichen Lose geweckt zu werden — nichts ist leichter als das —, um die Staatsfeindschaft zu vermehren. Von den wenigen, die ihr Leben zum Dienste gemacht hatten, wurde die Schar derer, die sich um ihren großen Meister Bismarck gruppierte, immer kleiner. Sie täuschte sich über die Gegenwart und berauschte sich an der Vergangenheit. Wer für die Zukunft lebte, wandte sich vom Staate ab und verband sich vielfach mit den Staatsfeindlichen. Besonders zu erwähnen sind die Angestellten des Staates. Sie waren im alten Preußen wirklich einmal seine Diener. Zuletzt sind sie fast alle seine Techniker gewesen. Am meisten hatte sich das alte Verhältnis noch im Offizierkorps erhalten. Hier waren sich noch manche des Dienstes am Staate bewußt, der für sie keine Institution, sondern das Treuverhältnis zum persönlichen Führer, zum Könige war. Aber man faßte es gleichsam als ein Privileg auf, das andern nicht zuteil werden dürfe. Bei dieser Sachlage herrschte eigentlich nur Streit darüber, ob der Staat nützlich und erfreulich sei oder nicht. Die überwiegende Mehrheit hatte kein Verhältnis zu ihm; nur wenige liebten ihn, aber nicht mit verbender, sondern mit eifersüchtiger Liebe. Ein solcher Staat vermag nicht zusammenzuhalten. Er mußte zusammenbrechen. Aber die ihn stießen, mußten dann auch nichts Besseres, als die einzelnen Teile wieder in einer andern Form zusammenzubringen, die nicht weniger brüchig ist als die alte.

Es ist klar: ein schwerer Mangel hastet uns Deutschen an, der unsern Aufstieg als eine Ganzheit schon so oft gestört hat. Wir vermögen ihn zu erkennen, wenn wir einen vergleichenden Blick auf unsere darin glücklicheren Nachbarn werfen.

Die große Gemeinschaft Staat wird von zwei Elementen im Zusammenwirken geschaffen und erhalten: Führer und Volk. Wir haben in Deutschland nur große Führer gehabt, die zu ihren Lebzeiten eine Gefolgschaft um sich versammelten. Unterführer und Volk gab es bei uns nicht. Unterführer können gezogen werden. Volk muß selbst werden. Preußen ist von seiner Reihe großer Könige geschaffen, die ihm noch Kräfte für die Folgezeit mit auf den Weg gegeben haben. Bismarck hat keinen Nachfolger gehabt. Gewiß ist der Führer der aktive

und das Volk mehr der passive Teil. Solange das Volk aber gesund ist, zeigt sich seine Aktivität in dem dumpfen Drängen nach vorwärts und aufwärts, und darin, daß es den Führer aus sich heraus erzeugt, der diesem Drängen Bahn und Klarheit gibt. Soll Deutschland noch eine Persönlichkeit unter den Mächten der Erde werden, so müssen wir endlich anfangen, ein Volk zu sein, ohne dabei auf die Heldenverehrung verzichten zu müssen. Darauf zielten denn auch schon vor dem Kriege Zukunftsgläubige hin, soweit sie überhaupt an das Deutschtum anknüpfen wollten. Aber sie verzweifelten daran, daß der alte Staat selbst dem unreifen Volke, das aber nur in der Freiheit vom Staate und den selbstgewählten Gebundenheiten reifen konnte, diese Bahn frei machen würde. Das geschah nicht einmal im Kriege. Hier liegt die Unterlassung unserer inneren Politik, daß sie ihre Zeit nicht verstand.

Die auswärtige Politik eines Landes kann in keinem anderen Geiste geführt werden, als in dem, der in dem Lande herrscht. Während unsere innere Politik durchaus nicht nur von Beamten geleitet worden ist, war die auswärtige ihre unbeschnittene Domäne. Die Geschäftsführung lag bei den Vertretungen draußen und bei der Berliner Zentrale.

Was sahen diese Stellen als ihre Aufgabe an? Die Interessen des Staates wahrzunehmen. Das war, so lange Bismarck lebte, der von ihm geschaffene Staat, dessen von außen drohende Gefahren er kannte und, so lange er im Ante war, zu bannen verstand. Als dann später der Staat vollends die große Aktiengesellschaft geworden war, auch nach außen hin mit den Gepflogenheiten einer solchen, da fragte man beim Auswärtigen Ante nicht mehr nur danach, was dem Staate, sondern was vor allem seiner Wirtschaft nützlich sei. Konnte man dafür ein Verständnis des Volkes außer bei den Interessenten verlangen? Auf der durch sie gebildeten schmalen Basis kann aber heutzutage keine Macht auswärtige Politik treiben. Nicht einmal das Ringertum vermochte über die Grenzpfähle hinwegzusehen. Der hinter unserem Staate stehenden Macht mangelte es sowohl an einem Ziele als auch an dem Willen, diese Macht zu gebrauchen. Erst jetzt bei der bevorstehenden Auswanderung wird allgemein erkannt werden, wie sehr die auswärtige Politik Sache jedes einzelnen ist.

Was waren unsere Aufgaben in der Welt? Sicherung unseres Staates, Ausbreitung seiner „Macht“, Bereicherung einzelner Angehörigen und damit wirtschaftliche Hebung aller? Das konnten doch nur Mittel sein. Was haben wir für unsere Volksgenossen draußen getan, für ihre geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedürfnisse? Unsere Gesandten und Konsuln waren nur für den Staat da. Den Millionen Auslandsdeutschen konnte der Staat nicht helfen, wohl aber das Reichsvolk selbst, wenn es nur wollte. Gerade auswärtige Politik wird bei keiner Großmacht ausschließlich, vielleicht nicht einmal hauptsächlich, an der offiziellen Stelle gemacht. Deshalb trifft auch unsern auswärtigen Dienst längst nicht die Schuld, die ihm aufgebürdet wird. Unsere nächstliegende Aufgabe war der kulturelle Zusammenschluß aller Deutschen auf der Welt. Sie hätte allerdings eine andere Staatspolitik zur Voraussetzung gehabt. Daß der alte Staat hierfür kein Verständnis gehabt und keines wecken konnte, das ist seine Unterlassung in der auswärtigen Politik gewesen.

Wenn diese Ausführungen richtig sind, so lehren sie uns, daß der Staat als ein mechanistisches Gebilde, für dessen Lebensäußerungen sich die Volksgenossen nicht verantwortlich fühlten, seinen eigenen Weg gegangen ist, der ihn zum Kriege unter den ungünstigsten Verhältnissen geführt hat, ferner, daß das Volk, vom Staate losgelöst, seines Zusammenhaltendes beraubt, nicht mehr ein Gebilde, sondern nur noch ein Zustand gewesen ist, der nur eines äußeren Anstoßes bedurfte, um sich völlig zu verändern.

Es herrscht jetzt vielfach die Auffassung, daß diese Ereignisse zwangsläufig so kommen mußten, daß sie nur Teilerscheinungen eines Prozesses sind, dem die ganze abendländische Welt unterliegt, und dessen Ende ihr Untergang ist. Es ist

hier nicht der Ort, auf diese Frage näher einzugehen. Das leuchtet jedoch ohne weiteres ein, daß, wenn und so lange eine solche Auffassung herrscht, solch ein Prozeß unaufhaltsam fortschreiten wird. Sie wird sich aber nicht durchsetzen. Erstorben ist bei den Deutschen nur der Wille, so weiter zu leben, wie bisher, nur dem eigenen oder anderer Leute Wohlbehagen zu dienen. Wir wollen nicht den Untergang, sondern weiterleben. Das beweisen uns nicht leere Behauptungen, sondern die Taten und Leiden der Schützengrabenmenschen, und ihre Kinder heißen uns hoffen. Die Jahre des Krieges haben uns Gelegenheit zur Umkehr geboten. Wir haben sie nicht gemüht, saßen zu tief in der uns Deutschen so unnatürlichen Vergötterung des Mammons drin. Aber wir verzweifeln trotzdem nicht. Allerdings, was in der Glut von vier Jahren nicht geschmiedet werden konnte, kann nur in Jahrzehnten kalt gehämmert werden. Wie es anderen Staaten des Abendlandes gehen wird, das ist ihre Sache. Es ist ein Irrglaube, wir Deutschen müßten mit ihnen steigen und fallen. Unsere Lage ist jetzt eine so ganz andere wie die ihrige. Auf der bisher mit ihnen gemeinsam gewandelten Bahn können wir sie niemals wieder einholen, auch wenn wir wollten. Wir haben unter uns schon solche, die auf der Suche nach einem neuen, eigenen Ziele sind. Es kann nicht gefunden werden, ehe denn wir zuvor ein Volk geworden sind.

Nicht nur der Augenschein lehrt, daß noch ein „Staat“ bei uns besteht, sondern wir können uns einen staatenlosen Zustand überhaupt nicht vorstellen. Dieser Staat fühlt das Mißverhältnis zwischen sich als Institution und dem Volke und will ihm abhelfen, indem er möglichst vielen Volksteilen zu Willen ist. Wir sagen nichts dagegen, weil wir glauben, daß darin für eine notwendige Übergangszeit das Richtige liegt. Nur müssen wir uns klar sein, daß solche Zeit und solcher Staat der Ausklang einer Epoche ist. Wäre es anders, dann freilich würden die Propheten des Unterganges recht behalten. Sind wir erst einmal wieder ein Volk geworden, dann haben wir auch unsere Organe, die unser Wille zu Organen eines neuen, lebendigen Staates machen wird.

Was sollen wir tun, um wieder Volk zu werden? Diese Frage ist gänzlich falsch gestellt. Hier haben wir eines von den Zielen vor uns, die nicht in erster Linie durch Tun zu erreichen sind, also nicht eine politische Aufgabe, die bewußtes Handeln zur Herbeiführung eines bestimmten Erfolges für eine Gemeinschaft verlangt. In den Seelen unserer Volksgenossen schlummert noch, unter vielem Schutt verborgen, die Liebe zu der um ihrer selbst willen und zu keinem Zweck vorhandenen Volksgemeinschaft. Nicht nur auf dem Lande, wie der Schützengraben uns überzeugt hat. Dort ist sie am kräftigsten, wo noch kein bewußtes Gefühl daraus geworden ist, dessen künstliche Züchtung durchaus abzulehnen ist. Wo ein bewußtes Gefühl dafür bereits vorhanden ist, da muß es zur Gesinnung werden. Die mögliche Aufgabe kann also nur darin bestehen, daß wir dem Erwachen, nicht Erwecken dieser stillen gedanken- und wortelosen Liebe den Weg frei machen durch Begräumung des Schuttes. Er besteht aus den vielen Lehren und hohl gewordenen Redensarten, mit denen so manche aus Parteigründen diese Liebe totschlagen oder zwangsweise erhalten wollten. Da sie eine rationale Basis haben, so sind sie auch mit Vernunftgründen zu bekämpfen. Das erfordert allerdings sehr viel Takt, da die Grenze nach dem Irrrationalen hier nur mit großem Schaden überschritten werden kann. Diese Liebe richtet sich sowohl auf den Heimatboden als auch auf das Heimatvolk. Wie weit die Heimat räumlich empfunden wird, richtet sich nach dem Gesichtskreis der einzelnen. Meist wird schon das Gefühl eine engere und eine weitere Heimat unterscheiden, beeinflusst von dem Anblick und der Erkenntnis äußerer Tatsachen, soweit sie den Menschen nahegebracht sind.

Wohl kann also auch etwas getan werden, um die Deutschen zu einem Volke zu machen: Überwindung aller Theorien, die die Liebe zur Volksgemeinschaft verschüttet haben, Ausbildung des wachgewordenen Gefühls zur Ge-

sinnung und eines auf ihr gegründeten Willens, Auffindung und Verbreitung von Tatsachen, die sich auf deutsches Land und deutsche Menschen in Raum und Zeit beziehen. Diese Tätigkeit am deutschen Volkstum muß aber stets im Auge behalten, daß sie, wie die theologisch-seelsorgerische Arbeit, das Beste nicht geben, sondern nur freimachen kann. Sie kann ausgeübt werden von jedem, der dazu berufen ist. Sie wendet sich vor allem an die Jugend, deren Herz und Verstand noch nicht erstarrt ist, findet ihren Platz also hauptsächlich in den Schulen. Deren Ausgangspunkt und Brennpunkt ist die Hochschule, die Universität. Wenn die Arbeit am Volke Erziehung, Forschung und Lehre ist, so ist dort ihr Hauptplatz.

Wie alle unsere Volksgenossen, so werden auch die Universitätsangehörigen Zeit brauchen, sich auf diese Aufgabe zu besinnen. Wer zu dem hier Ausgeführten zeitlichen eine andere Stellung eingenommen hat, wird beim Anfassenden das Richtige kaum zu treffen wissen. Aber die Suchenden und im Schützengraben reif Gewordenen werden behutsam zupacken. Daß wir herauswollen aus dem Unwesentlichen-Unlebendigen, aus Dogmatik und Buchstabenvergötterung, aus Mechanismus und Materialismus, dafür liegen genug Zeugnisse vor. Das Einschlagen einer anderen Richtung braucht Zeit. Schon in den letzten Jahren vor dem Kriege hat man sich auf den Universitäten bei der Betrachtung des Auslandes nicht mehr ausschließlich mit „Weltgeschichte“ oder mit „Fremden Sprachen“ beschäftigt, sondern man hat, von Hamburg ausgehend, die fremden Völker und ihre Gemeinwesen als Individuen, als besondere Mächte zu erforschen und sie unserem Verständnis näher zu bringen versucht. Wie wenige haben sich seit Lagardes Zeiten daran gemacht, das deutsche Wesen innerlich zu erfassen. Man tüftelte immer neue Spitzfindigkeiten in der Entwicklung der deutschen Sprache aus. Man glaubte genug getan zu haben, wenn man immer aufs neue die Institutionen des deutschen Staates in der Vergangenheit darstellte und die der Gegenwart erläuterte. Aus den Handlungen und Worten unserer großen Männer machte man Theorien und, was man Staatswissenschaft nannte, war vielleicht Wirtschaftswissenschaft. Alle diese Fehler und Mängel werden verschwinden, wenn die Arbeit am deutschen Volkstum eingesetzt hat. Während die Auslandskunde einzelne Disziplinen umfaßt, wird sich mit dem deutschen Wesen statt mit unzusammenhängenden Einzelheiten die ganze philosophische Fakultät in nächster Zeit beschäftigen müssen. Jedem Fache und jedem Hochschulvertreter steht es frei, den Anfang damit zu machen.

Es gibt einen Teil des deutschen Volkes, mit dem man sich bis zum Ausbruche des Krieges weder allgemein noch wissenschaftlich ernstlich beschäftigt hatte: die Deutschen im Ausland. Zu den vielen Millionen außer Landes Wohnenden, die sie bisher zählten, kommen nun die Ostmärker, Nordmärker und Elbsaß-Lothvinger hinzu. Ganz anders ist unser Verhältnis zu den Deutsch-Estern geworden. Daß sie alle zum deutschen Volke gehören und zurzeit eine überstaatliche, kulturelle Einheit bilden, darüber kann ebensowenig ein Zweifel herrschen, wie darüber, daß ein sehr großer Teil der Auslandsdeutschen diese Einheit auch bilden will. Einstweilen stehen noch die wirtschaftlichen Forderungen der Auslandsdeutschen im Vordergrund. Je schwieriger und vielleicht unmöglicher ihre Befriedigung wird, je stärker der Zwang zur Auswanderung wird, desto mehr drängt sich den Inlandsdeutschen die Notwendigkeit auf, zu den Fragen des Auslandsdeutschtums Stellung zu nehmen. Dazu fehlt es bislang an jeder geistigen Vorbereitung. Das Inland weiß von diesen Auslandsdeutschen und ihrer Liebe zum Mutterlande kaum etwas. Nur das Gefühl dafür beginnt sich zu regen, wie sehr die Inlandsdeutschen auf die Auslandsdeutschen und umgekehrt in wirtschaftlicher Beziehung angewiesen sind. Alle großen Probleme der Zukunft sind von uns gemeinsam mit dem Auslandsdeutschtum zu lösen. Unsere Volksgenossen draußen können uns vielfach besonders gut dabei helfen, die Quellen unseres Volkstums wieder frei zu machen, weil sie es sich selbst im Kampfe darum viel-

fach reiner haben bewahren können, als es uns im Inlande gelungen ist. Der Wille zum kulturellen Zusammenschluß aller Deutschen auf der Erde unbeschadet aller Loyalität zum Wohnstaate wird so stark werden, daß auch unser Staat nicht umhin können wird, innerhalb der ihm gesetzten Grenzen diesem Willen Rechnung zu tragen. Unsere auswärtige Politik, die aufhören wird, Nur-Wirtschaftspolitik zu sein, wird nachhaltig dadurch beeinflusst werden. Sobald und solange der Völkerbundgedanke wirklich besteht, wird das über die Welt zerstreute Deutschland, das in ihm den Schirm seiner Kulturgüter sehen muß, sein bester Kitt sein. Auch in ihm sollen die Nationen nicht aufhören. Wer kann uns wohl bessere Antwort auf die Frage geben, warum andere Völker ein dem unsern überlegen Gemeinschaftsgefühl besitzen, als die Auslandsdeutschen?

Das ganze deutsche Volk hat ein Interesse daran, daß es einen geistigen Mittelpunkt in Deutschland gebe, ganz einerlei, ob sich die Juristen oder Wirtschaftspolitiker einen Einheitsstaat konstruieren oder nicht. Der Staat des Mutterlandes und die gesamte deutsche Volksgemeinschaft müssen harmonisch zusammenwirken, damit sich die Fäden von diesem Brennpunkte zur Peripherie und wieder zurück spinnen.

Frägt man nun nach der Stätte, die der besonderen Beschäftigung mit dem Auslandsdeutschtum und der geistigen Vorbereitung für die Probleme des deutschen Gesamtvolkes am besten dienen könnte, so darf mit Recht auch hier auf die Universität verwiesen werden. Hier liegt ein weites dankbares Feld für sie. In dem Maße, als sie hier führt, wird sie berufen sein als die dem deutschen Wesen angemessene Kraft, unser Gesamtvolk aus dem Elend dieser Zeit zu einer inneren, geistigen Einheit emporzuführen.



Zurück zum Alford

Von Dipl. cam. O. Leibrock



ozialisierung ist Arbeit. So sprachen vor einem Jahre die Volksbeauftragten, als sie sahen, daß wir uns nicht den Luxus einer Phantastepolitik leisten können, sondern Wirklichkeitspolitik treiben müssen. „Arbeiter! In Eurer, nur in Eurer Hand liegt es, die drohende Katastrophe abzuwenden. Ihr müßt unsere zusammengebrochene Wirtschaft aufrichten und damit die Errungenschaften der sozialistischen Revolution hüten. Wir wollen ein großzügig eingerichtetes Haus bauen, in dem sich jeder wohlfühlt, aus dem keiner Ursache hat, zu fliehen. Die Lohnarbeit wird in wenigen Monaten überhaupt keine Frage mehr sein. Nach einem Jahre wird von Alfordarbeit nicht mehr gesprochen werden.“

Verhallt ist dieses Präludium zum sozialen Staat und von dem alten stolzen Wirtschaftsgebäude, errichtet in jahrzehntelanger, weitausschauender Arbeit, stehen nur noch Mauern. Das ist die Bilanz eines Revolutionsjahres. —

Blicken wir zurück auf die sozialen und wirtschaftlichen Folgen dieser Umsturz- bewegung, so ist zunächst festzustellen, daß die Schlagwortpolitik und das Phrasen- gedreische über Sozialisierung, Gemeinwirtschaft, Gewinnbeteiligung usw. die Arbeitermassen verwirrt und ihnen unerfüllbare Zukunftsbilder vorgegaukelt hat. Die angestellten gemeinwirtschaftlichen Experimentierungsversuche führen der Entwicklung hemmend in die Speichen und schnitten alle Ansätze zur Selbstheilung unseres Wirtschaftskörpers ab. Man übersah völlig, daß eine neue Gesellschafts- formation nie entsteht, „bevor alle produktiven Kräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist und neuere höhere Produktionsverhältnisse nie an die Stelle treten,